

Zeitschrift: Die Schweiz : schweizerische illustrierte Zeitschrift
Band: 17 (1913)
Heft: [22]

Rubrik: Neue Schweizerliteratur (Roman und Novelle)

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 20.02.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

den Dörfern des Heinzenberges herüber sangen die Glocken ein viestimmiges friedliches Abendlieb. So war's gut wandern! Dazu schlängelte sich unser Sträuchchen mit beständig wechselndem Talausblick durch anmutig durchschnittenes Gelände. Nirgends fehlte es an malerischer Abwechslung. Mächtige Baumgruppen und verwitterte Steingräber in einem herrschaftlichen Park leiten die Phantasie nach den Zeiten zurück, da es bei Herrschaften Mode war, einen französischen Garten anzulegen, der sich dann später, sowie die ewig fröhende Schere des Gärtners fehlt, von selbst in einen englischen verwandelte. Höchst wohltätig empfinden wir heute dieses Schnippchen, das die Natur der Kunst oder vielmehr der Künstelei schlug.

Ein bemerkenswertes Bild gewährt die Ruine Alt-Sins oder Zeulenbergen, die auf ihrem Felsenhügel aus einer kleinen Kolonie neuerer, an den Burgfelsen sich anschmiegender Häuser emporstrebelt. Im Hintergrund erscheinen Ringelspitze und Calanda, den Vordergrund bildet ein lachender Obsthain.

Paspels, dessen spitzer schlanker Kirchturm freundlich aus Obstbäumen hervorwächst, lassen wir heute zwar links liegen, nehmen aber den guten Eindruck mit, den uns seine Bewohner durch ihre herzlichen Abendwünsche bereitet haben. Wenn lieber Wandergruß noch Segen bringt, so danken wir unsere frohe Fahrt sicher den Reisewünschen der Paspeler... Vom Weg von Paspels nach Rodels blieb mir neben der reichen Vegetation nur noch der Ausblick auf den Brix Beverin in Erinnerung. Wie ein Pfeil schoss er über der Lücke des Glaspasses in den Abendhimmel empor. Und dann klang aus Busch und Baum plötzlich das Abendglöcklein des kleinen, reizend gelegenen Rodels, in dem wir uns ganz unvorbereitet fanden. Zwei schöne Junghäuser erregten hier unsere Aufmerksamkeit, das Haus von Jeßlin am Dorfplatz mit dem großen Nussbaum, mit Gitterwerk und Wappenzier (s. Abb.) und das Haus Blumenthal mit seinem behäbigen gewalmten Dach.

(Schluß folgt.)

Neue Schweizerliteratur (Roman und Novelle) I.

Reich besezt ist heute der Büchertisch mit epischen Erzeugnissen aus der deutschen Schweiz. Seit Gottfried Kellers Tod hat sich eine immer regere Betriebsamkeit auf unserm Bühnen entwickelt, und der „Holzboden“, der nach einer gelegentlichen Neuherstellung des berühmtesten zürcherischen Staatschreibers das Gedächtnis der Dichtkunst und der Poeten in Helvetien damals erschwert, scheint gründlich beseitigt worden zu sein. Neben den alten bewährten Dichtern, die noch jüngere Zeitgenossen Gottfrieds gewesen, haben sich junge Kräfte gemeldet, und schöne Zukunftshoffnungen sind geweckt und zum Teil erfüllt worden, sodass eine neuere Literaturgeschichte ein stattliches Kapitel über die literarische Produktion in der Schweiz mit allerhand erfreulichen Bemerkungen ausfüllen könnte, und das Kapitel dürfte besonders eines hervorheben, nämlich: daß in dieser Produktion auch da, wo man sich einmal rechtschaffen ärgert, oft der Beweis ehrlichen Wollens oder echten Römmens noch zu finden ist und daß die Wege guter Tradition nirgends stark verlassen worden sind, trotzdem wir nicht von Epigonen sprechen dürfen. Und diese Tradition heißt Heimatkunst, nicht in dem Sinne, daß man sich künstlicher und gezwungener „Schweizerei“ befleißigte, sondern in dem echten und guten Sinn, daß die besten Erzähler unseres Landes eng

mit ihrer Heimat und ihrer Sprache verwachsen sind und gar nicht anders können, auch da nicht, wo sie uns über die Grenzen des Landes hinausführen. Und mir will scheinen, das äußere sich besonders in der schlichten Einfachheit und Natürlichkeit der Sprache, die uns selten papieren anmutet und stets einen Eindruck der heimatlichen Mundart an sich trägt, der nur beim Pfuscher stört, dem das Sprachgefühl und künstlerische Empfinden abgeht. So darf man wohl sagen, daß die gegenwärtige Literatur der deutschen Schweiz im ganzen ein erfreuliches Kapitel in der Geschichte deutscher Dichtkunst darstellt, dessen wir uns keineswegs zu schämen brauchen, und wenn wir auch einmal das Werk eines Zeitgenossen ablehnen müssen, nun — so dürfen wir doch behaupten, daß für die ganz flache Unterhaltungsschriftstellerrei bei uns der „Holzboden“ geblieben zu sein scheint; denn wir begegnen ihr im schweizerischen Schrifttum fast gar nicht. Das will etwas heißen in einer Zeit, da aus allem eine Industrie gemacht und für das meiste eine Alttiengesellschaft gegründet wird.

Um das wirklich Verdrießliche gleich vorwegzunehmen, sei hier auf den Roman „Sie tanzen den Ringel-Ringel-Reih“ von Hermann Kurz¹⁾ eingegangen. „Nomen est omen“ sagt der Lateiner; ich habe für gespreizte und gezierte Titel nie viel übrig gehabt. Freilich kann man sich zuweilen täuschen; aber hier stimmt's: Der Titel trägt die Signatur des Buches an sich, das als Ganzes ein ebenso unkünstlerisches wie geschmackloses Dokument fast frankhaft anmutender Eigenbrödelei des Verfassers ist. Nicht, daß ihm die Spuren des Wirklichen und Erlebten abgingen, das Durchlebte, das innere Erlebnis fehlt dem Roman, allerdings auch dieses nicht in gewissen, eines bedeutenden Dichters würdigen Einzelheiten, sodass wir das Urteil abgeben können: Hermann Kurz hat bewiesen, daß er immer noch etwas kann, aber nicht getan, was er gelonnt hätte. Was er uns geben wollte, das war wohl ein Bild der Kleinlichkeit und Nichtigkeiten im Jagen und Treiben einer großen Schweizerstadt, genauer gesagt: Basels, dargestellt im Lichte

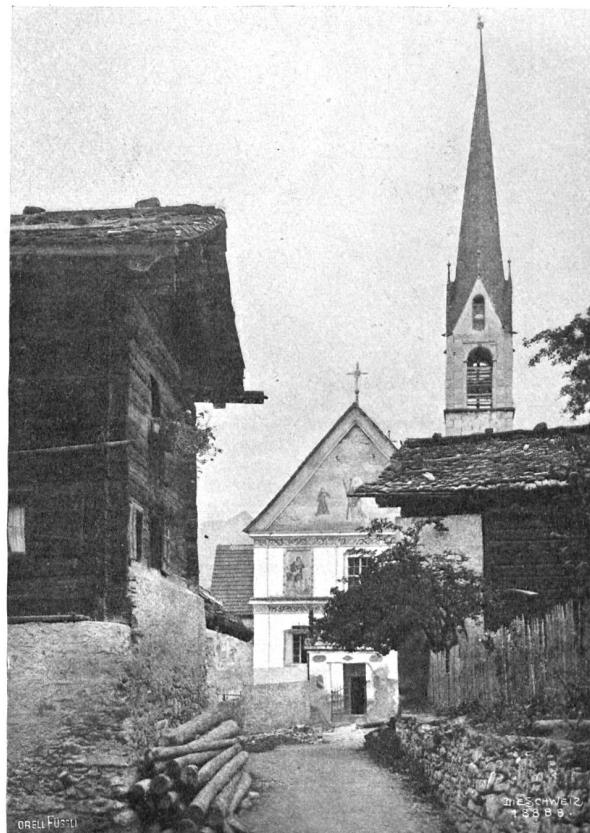
¹⁾ Stuttgart und Berlin, J. G. Cotta'sche Buchhandlung Nachfolger, 1913.



Haus in Rodels im Domleschg. Phot. D. Mischol, Schiers.

des überlegenen Humors, etwa im Sinne des Saches: „Ah, wie sie sich hezzen, diese Komödianten des Lebens, im Narrenspiel, in der tragischen Komödie, die mit einem Auge Blut weint und mit dem andern zweimal Blut, und wie alles Schöne abseits am Straßenbord liegen muß! „Doch glücklich läßt sich's am schönsten abseits leben,“ sagt dann Dilde.“ Als Exempel dafür hat Kurz den Spekulanten Klingling gewählt, der durch geschickte Finanz- und andere Operationen sich zur führenden Persönlichkeit emporwimmelt, in die Bundesbehörden kommt und sonst ein großes Tier wird, von dessen Glück und Unglück die Schicksale einer Anzahl anderer Leute unmittelbar und mittelbar abhängen und den ein faltherziger und schlauer Schachzug eines Basler Bankiers, des Herrn von der Dalben, jählings ins Verderben stürzt; aber die Welt geht nach wie vor ihren Gang, an des von der Bühne Abgetretenen Stelle rücken andere und können's später als alte Leutchen gar nicht fassen, „wie man so in einem fort dem Glück nachjagen kann“. *Vanitas, vanitatum vanitas!* Man sieht, der Stoff wäre dankbar und — eines Wilhelm Raabe würdig. Aber wie hat Kurz da gehaust! Die echt dichterisch geschaute und gezeichneten Episoden (wir erinnern an die ergötzliche und reizvolle Parfszene in Hildaldingen zwischen dem Offizier Talobus und der Dilde, deren Papa, bis an die Zähne bewaffnet, die Liebe des Pärchens morden möchte, u. a. m.) bilden in der Wüste, die wir mühselig durchwandern müssen, seltene Oasen. Daneben geht es oft reichlich abenteuerlich und unwahrscheinlich zu und fehlt es nicht an Schiebheiten und Ratschgeschichten, die unlüstlerisch wirken, weil der Erzähler nicht vom Stoff, der ihm als Grundlage diente, sich zu emanzipieren vermochte, weil er die Wirklichkeit bloß abschrieb, ohne sie dichterisch zu gestalten. Etwas Gespreiztes und Erzwungenes verrät auch die Sprache dieses Romans, die an unlesdlicher Überladung krankt und oft recht kuriose Stilblüten aufweist, die humoristisch sein sollen und forciert klingen, Weitschweifigkeiten, die auch der geduldige Leser zu überspringen in Verzuchung kommt, etwa: „Als die Bewässerungsanlagen unter Hochdruck in vollem Gange waren und die Matten der Weisheitspächter im Saftie standen wie noch nie, kamen die Beglückten im Hinblick auf ihre Ernte nicht anders, als ein kleines Fest geben, dessen Achse, darum sich's zu drehen hatte, der Glücksbringer, der Herr Minister, war.“ Schön, nicht? Dahin gehören auch die Inhaltsangaben der Kapitel, deren Langatmigkeit und Gemachtheit wieder zum Titel des Buches passen. Denn über die rein äußerliche Nachahmung englischer Humoristen geht's halt nirgends hinaus. Dazu kommt ferner die Namengebung, die uns in ihrer Durchsichtigkeit Basler und andere in der Schweiz bekannte Namen erraten läßt und oft lebhaften Zweifeln am Geschmac, ja stellenweise am Taktgefühl des Autors ruft. Die Arbeit ist nicht ausgereift; sie stellt sich so als eine peinliche Verirrung des Baslers dar, der sich durch frühere Arbeiten einen wohlverdienten Namen gemacht und sich seinen Lesern gegenüber verpflichtet hat, den Baum erst zu schütteln, wenn reife Früchte daran hängen, auch dann, wenn er ihn einmal ungeschüttelt lassen müßte. Dem der Dichter Hermann Kurz, den wir alle schähen, verdient es nicht, daß ihm der Schriftsteller Kurz in die Quere kommt und ihn verdrängt. Es wäre schade!

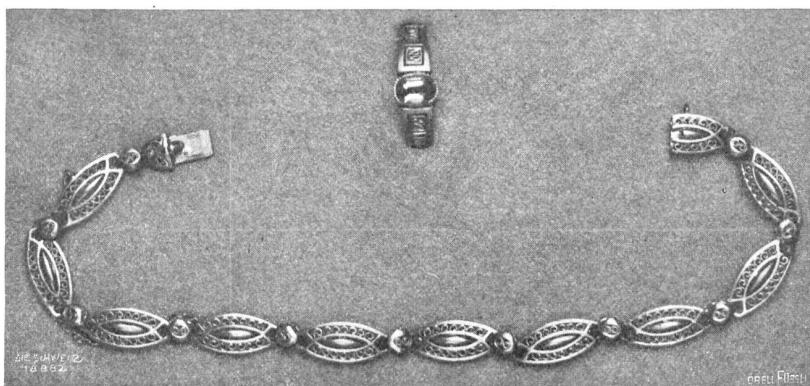
Wirklich erfreulich dagegen ist die Lektüre eines neuen Heinrich Federer. Ein kleines Büchlein ist's, und „Sisto e Sesto“²⁾ lautet der Titel der in schöner Folgerichtigkeit verlaufenden Erzählung aus den Abruzzen. Aber es ist das vollendete Kunstwerk eines Dichters, der uns etwas zu sagen hat und weiß, wie man es sagt. Die Geschichte spielt zur Zeit des Papstes Sixtus V. (1585—1590), der dem Brigantenunwesen im Kirchenstaate mit eiserner Strenge entgegengrat. Die vortrefflich komponierte Novelle erzählt uns nun, wie der Papst dazu kommt, dem Sesto Peretti, seinem Halbbruder, gegenüber eine Ausnahme zu machen und ihn sowie dessen Sohn Poz'do zu begnadigen. Und wir sehen dabei nicht nur



Motiv aus dem Bergdorf Almens (Domleschg). Phot. D. Michol, Schiers.

in die Seele des uns von Federer überaus lebendig und sympathisch vor Augen gestellten Kirchenfürsten, der nach hartem Kampf in letzter Stunde der Stimme des Herzens nachgibt, sondern auch in die Seele der zwei Briganten aus den sibillinischen Bergen, die sich im Kerker zu Rom in rechte Menschen verwandeln. Und gerade darin, wie uns diese innere Wandlung bei den zwei Briganten anschaulich und glaubhaft gemacht wird, mit den allereinfachsten Mitteln, gerade, als ob es gar nicht anders sein könnte, äußert sich Federers hohe und feine Kunst. Vater und Sohn, beide sind sie gewissermaßen naive Verbrecher gegen die Menschheit, sie haben sich noch gar nie Gedanken über ihr Handeln gemacht, und jetzt, in der Zelle des Kerkers, steigt dieses Bewußtsein plötzlich in ihnen auf, und die Spur, die als blutgierige Brigantin eine unbefonnene Fliege umgarnt, wird ihnen zum Symbol ihres eigenen Tuns. Poz'do befreit durch geschickten Wurf seines ins Gefängnis geschmuggelten Dolches die Fliege von der Räuberin, und „ihr Herz sang ein neues, kleines Lied. War es ihnen doch, als hätten sie einen Mord gut gemacht.“ Und der Seele des Jungen entringen sich die Worte: „Vater, wir sind schlechte Menschen!“ Solcher überaus feiner Züge wäre noch mancher anzuführen, auch die packende Szene, wo der Priester ihres Heimatdörfchens, da Dia, „die Heimat“, das heißt einen Korb mit Steinen und Erdschollen aus den sibillinischen Bergen den Häftlingen bringt, darf nicht vergessen werden. Und all diese packenden und ergreifenden lebenswahr gezeichneten Bilder schließen sich zu einem dichterischen Meisterwerkchen zusammen, sind in temperamentvoller und dennoch klarer und edler Sprache erzählt, die nur ein echter Dichter schreiben konnte, und die Begebenheit entwickelt sich mit jener innern Notwendigkeit, die keine Zufälle kennt, und die uns allein zum vollen, reinen Genusse eines Kunstwerkes gelangen läßt. Da ist nichts Unreifes und Unvergorenes; ein Dichter, der weise Selbstzucht übt, hat dies Werklein geschaffen, in welchem er schöne Verheißungen erfüllt und neue

²⁾ „Taschenbücher deutscher Dichter“, Heilbronn, Eugen Salzer, 1913.



Ernst G. Stäheli, Frauenfeld. Abb. 1. a) Armband mit Spiraloornamentik (Rahmen glatt, Buckel mittelstück; Verbindungsstücke mit S-Mittelstück; verlorenes Schloß). b) Ring mit Saphir (Einsatz in der Schiene aus gebrückten Serpentlinien; Fassung Millegrißes).

Versprechen ablegt. Und er ist — das beweist diese kleine meisterliche Novelle — der Mann, der Wort halten wird.

Kein geborener Schweizer, wohl aber in der Schweiz kein Unbekannter ist Hermann Stegemann, der Nachfolger Jos. Victor Widmanns am „Bund“. Seine Romane genießen eine große Beliebtheit und haben auch in der Presse Anerkennung gefunden. Nun hat er sich im neuesten Buche, „Der Schläfer von Sulz“³⁾, die Aufgabe gestellt, den Kampf eines Pfarrers gegen den Volksaberglauben, insbesondere gegen einen „Wunderdoktor“, der im magnetischen Schlaf Kranken nach mitgebrachten Haarlocken behandelt, und gegen dessen willensstarke Frau darzustellen. Eins ist sicher: Das Buch darf als packender Volksroman und kraftvolle Erzählung unbedingt empfohlen werden. Es besitzt auch dichterische Qualitäten, und zum vollenendeten Kunstwerk fehlt ihm nur das eine, nämlich: daß eine gewisse äußerliche Theatralik nicht ganz darin vermieden worden ist. So wirkt, wenigstens auf mich, die Steinigungsszene, wo der Pfarrer Nohl — übrigens eine ganz vortrefflich gezeichnete Gestalt — der erregten Volksmenge bewußt in die Arme läuft, so wirkt auch der Einsturz des Kirchendaches am Schlusse, wobei des Helden gefährliche Gegnerin, die Frau des Wunderdoktors, Veren Mathé, ihre Schuld mit dem Leben büßt, u. a. m. Diese Veren scheint mir übrigens in ihrer eisernen Willenskraft, die vor nichts zurückweicht, für eine autochtone Schwarzwälderin beinahe allzufürth ins Heroinen-

haftie geraten zu sein. Dessenungeachtet hat Stegemann hier einen gesunden und bodenständigen Heimatroman aus der Schwarzwaldgegend geschaffen, der zur Unterhaltungsliteratur im höchsten und besten Sinne gehört; er hat starke Willensmenschen in Gegensatz zu einander zu bringen gewußt, interessante Konflikte trefflich erfunden, und er kennt das Volk seiner Heimat und weiß es in all seiner harten Eigenart anschaulich zu schildern. Die straffe Handlung spannt vom Anfang bis zum Ende. Es wäre eine Freude, wenn die Familienzeitschriften immer solche Werke brächten wie dieses „wahrhaft männliche“ Buch, das gelesen zu werden verdient.

Mehr als Jugendschrift denn als reifes Kunstwerk — etwa für junge Mädchen aus fünfzehn Jahren ab — möchte man Gertrud von Wendensterns historische Erzählung aus dem Berner Oberland, „Unspunnen“⁴⁾, empfehlen, wenn einem nicht die Frage aufsteige, ob wirklich die historischen Verhältnisse zur Zeit Ottos des Großen und seiner Nachfolger den Lesern geläufig genug seien. Schlecht geschrieben ist das Büchlein nicht; auch weiß es eine Anzahl hübscher Einzelheiten auf. Allein es ist der Verfasserin nicht überall gelungen, die Geschichte dichterisch zu gestalten, stellenweise tritt an den Platz der Erzählung eine historische Vorlesung, und die Geschichte von Otin, dem jungen Herrn der Rothenfluh, und dem kleinen Recho, den jeter in einer Aufwallung des Zornes erschlägt, will uns nicht überall ganz lebendig werden. Gut ist die Zeichnung Otto Wilhelms, des rebellischen Sohnes Berengars von Torea, der 966 in Bamberg als Gefangener Ottos des Großen gestorben ist. Immerhin, für junge Leute, die sich für Geschichte interessieren, eine ganz hübsche Gabe. — Dagegen wundert es uns, wie Hermann Brunnhöfer mit seinem „Arnold Reichenstein“⁵⁾ betitelten kulturhistorischen Roman, „aus Heinrich Zschokkes Nachwelt“⁵⁾ einen Verleger hat finden können; denn das Buch interessiert nicht einmal stofflich: es ist eine Talentlosigkeitsprobe, wie sie einem selten zu Gesicht kommt. Wer sich kulturhistorische Kenntnisse „aus Heinrich Zschokkes Nachwelt“ (!) verschaffen will, sei vor diesem Machwerk gewarnt; er wird nichts damit anfangen können, trotz den Anmerkungen nicht!

Hans Müller-Bertelmann, Frauenfeld.

3) Stuttgart, Engelhorns Allgem. Romanbibliothek, 1913 (30. Jahrgang), Bd. 1/2.

4) Zürich, Art. Institut Orell Füssli (1913).

5) Bern, Akademische Buchhandlung v. Mag. Drechsel, 1912.

Edelmetall-Arbeiten von Ernst Georg Stäheli.

Mit sieben Reproduktionen nach photographischen Aufnahmen von J. Bär, Frauenfeld.

Wir leben in einem reformsuchtigen Zeitalter: in der Technik, in Kunst und Wissenschaft, überall drängt man rasch vorwärts. Auch auf gewerblichen Gebieten läßt man sich für das Studium der Reformen kaum Zeit, mit großer Eile muß alles Gestalt annehmen. So sind an vielen Orten zum Erfolg für die kunstähnliche Ausbildung, speziell auf kunstgewerblichen Gebieten, Schulen entstanden, welche die Erziehung des Schülers für das betreffende Gewerbe übernommen haben. Auch die einst so blühende Goldschmiedekunst mußte ihr Gewand mit einem modernen Kleide wechseln. Nur noch vereinzelt treffen wir Vertreter des ehrbaren Berufes, die nicht Kunstgewerbeschulen, wohl aber ihre Lehr- und Wanderjahre bei erstklassigen Meistern absolvierten und dabei auf ihren Wanderungen viele gesunde Unregungen fanden, ihren Individualismus bewahrten und Meister der Technik wurden. Gewiß haben wir den kunstgewerblichen Bestrebungen für modernen Schmuck viel zu danken, ist doch auf jeden Fall die Ausbildung in Kursen den Lehrjahren in sog. Goldwarenfabriken, wo nur einseitige Aus-

bildung stattfindet, vorzuziehen. Die moderne Schule hat jedoch auch in vielen Köpfen Verwirrungen angerichtet, man ist mit den Formen aus der gediegenen Einfachheit herausgetreten. Monströse Anhänger, Ohr- und Fingerringe, Armbänder u. c. sind entstanden, die freilich in der bürgerlichen Klasse wenig Anklang fanden. Der Individualismus, der auch in der Goldschmiedekunst zum Ausdruck kommt, mußte schwere Zeiten durchmachen, gediegene Eigenprodukte wurden durch fabrikähnliche Herstellung des Schmucks zurückgedrängt, und jahrzehntelang trug man mit wenig Ausnahmen geflanzte Zeichnungen. Dank eisiger Tätigkeit in kunstgewerblichen Kreisen ist heute aufs neue das Interesse für die Goldschmiedekunst erwacht, eine neue, tatkräftige Epoche ist für sie eingetreten.

Einen noch jungen Goldschmied finden wir in Ernst Georg Stäheli aus Frauenfeld. Als Knabe schon interessierte er sich für den Goldschmiedebau, den der Vater ausübte. So kam es, daß er mit sechzehn Jahren eine dreijährige Lehrzeit bei der alten und bekannten Firma J. Arbenz in Schaffhausen antrat,